

Gunnar Ardelius

Die Liebe zur Freiheit
hat uns hierhergeführt

Gunnar Ardelius

Die Liebe zur Freiheit
hat uns hierhergeführt

Roman

Aus dem Schwedischen
von Thorsten Alms

Blessing Verlag

Originaltitel: *Friheten förde oss hit*
Originalverlag: Norstedts, Stockholm

Das Zitat auf Seite 63 stammt aus Louis-Ferdinand Céline,
Reise ans Ende der Nacht, übers. von Hinrich Schmidt-Henkel,
Reinbek bei Hamburg 2003.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Copyright © 2012 by Gunnar Ardelius
Copyright © 2015 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Geviert, München,
unter Verwendung eines Motivs von © getty images, oonal
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-548-4

www.blessing-verlag.de

*Unweit davon erhob ein Hügel sich,
Deß großer Gipfel Rauch und Feuer spie,
Sonst war der Berg von glanz'ger Rind' umstrahlt,
Ein sichres Zeichen, daß in seinem Bauch
Metallisches Erz, das Werk des Schwefels, war.
Dort eilt beflügelt hin ein dichter Trupp
Schanzgräbern gleich, mit Spaten und mit Schaufeln,
Die vor dem königlichen Heere laufen,
Das Feld mit Wall und Graben zu umziehn.*

John Milton, *Das verlorene Paradies*
(Übers. v. Adolf Böttger)

Es war der erste Advent. Der Schlangenjunge kam aus dem Wald, kletterte auf die Gleise und balancierte barfuß auf dem sonnenheißen Stahl. Der Schotter ringsum war rostrot, und jenseits der Trasse lag das Grubengelände mit seinen Halden, große Maschinen hatten im Sand tiefe Spuren hinterlassen. Der Kopf des Jungen war an den Seiten rasiert, und auf dem Schädel lag ein Viereck aus kurz geschorenem Haar. Er trug ein gestreiftes Unterhemd, das seine muskulösen Arme entblößte, und ein Paar abgeschnittene Kakihsosen, deren Fransen über die Knie hingen. Auf der einen Schulter ruhte ein Gewehr, über der anderen hing ein toter Affe. Fliegen surrten um den stinkenden Kadaver, der an eine Handtasche erinnerte. Der Schwanz war um den Hals geschnürt und diente als Griff, Beine und Arme waren abgeschlagen, die Augen geschlossen und die weißhaarige Brust dunkelbraun von getrocknetem Blut. Der Schlangenjunge folgte den Gleisen bis hinter zur Schienenbushaltestelle. Seine Haut war seltsam gesprenkelt, mal schwarz, mal weiß, an manchen Stellen sah sie trocken und schuppig aus, andere Partien waren ölig und voller Eiterblasen. Er erreichte den Bahnsteig, lehnte das Gewehr an die Wand, setzte sich mit dem Affen auf den Knien in den Schatten und wartete.

Die Türen öffneten sich, und die feuchte Luft schlug ihnen wie eine Wand entgegen, schwer und modrig. Hektor,

Margret und Mårten stiegen die Stufen des Schienenbusses hinab, die ein gutes Stück über dem Boden abrupt endeten, sodass jeder von ihnen zu einem beschwerlichen Sprung genötigt war. Staub wirbelte zwischen ihren Füßen auf, als sie auf der Erde landeten. Benebelt schauten sie sich um. Das Licht fraß sich in ihre Augen, und die Luft zitterte vor Hitze. Schweiß rann ihnen den Rücken hinunter. Die lange Reise, die in einem eisigen Stockholm begonnen hatte, war vorbei. Sie waren in Yekepa angekommen. Hektors neuer Arbeitsplatz. Der Staub sank schnell wieder zu Boden. Die kräftige Sonne brannte auf der ungeschützten Haut. Wie eine Herde aufgescheuchter Tiere drängten sie sich dicht aneinander.

Der Schlangenjunge trat in das gleißende Sonnenlicht, streckte Hektor den Affen entgegen und lächelte.

»Der ist für dich.«

Hektor zuckte zurück.

»Was soll das?«

Der Affe fiel zu Boden. Ein süßlich modriger Gestank breitete sich aus. Margret stemmte die Hände in die Hüften, ihr Gesicht legte sich in Falten, ihre Lippen schoben sich zur Nase hinauf, und ihre Wangen wölbten sich wie kleine Cremetörtchen. Sie musste den Kopf abwenden.

»Ich freue mich sehr, in eurem Garten arbeiten zu dürfen.«

Hektor war konsterniert. »Was ...« Er zeigte auf den Schlangenjungen. »Was ist mit dir passiert? Bist du krank?«

Der Schlangenjunge lachte. »Nein, nein, bossman. Nicht krank.«

»Wer ist das?«, fragte Margret und musterte den Schlangenjungen.

»Ich soll die Schlangen vertreiben.«

»Schlangen?« Mårten riss seine müden Augen auf. Das Sonnenlicht stürzte sich darauf und fügte ihnen Schmerzen zu, während sich die Pupillen eilig zu zwei Stecknadelköpfen zusammenzogen. Er betrachtete den jungen Mann mit dem Gewehr und schätzte, dass er ungefähr in seinem Alter war. Doch es fiel ihm schwer, darüber hinaus noch etwas von seinem Äußeren abzulesen. Die Waffe, die seltsame Beschaffenheit seiner Haut und der Affe verunsicherten Mårten, etwas Vergleichbares hatte er noch nie gesehen.

»Wasser für die Blumen«, sagte der Schlangenjunge und streckte Margret zur Begrüßung die Hand entgegen. »Rasen mähen.«

Sie brachte es nicht über sich, ihn zu berühren. Sie winkte und lächelte. Konnte ihr Bedauern darüber, dass er eine so abstoßende Person war, nicht unterdrücken. Sie sah den staubigen Affen an, der auf dem Boden lag. Er sah aus wie ein Fötus.

»Was hast du damit vor?«, fragte sie.

Der Schlangenjunge hob den Affen auf. »Ihn essen«, antwortete er und ging über den Bahndamm davon.

Margret würgte. Sie schaute zu ihrem Mann, um ihre Fassung zurückzugewinnen. Sein Gesicht war unrasiert, die Haare zu einer jugenhaften Frisur geschnitten, kurz und sorgfältig gekämmt. Er trug eine Sonnenbrille, ein Kakihemd und kurze, weiße Shorts. Seine Haltung war schlecht, seine schwer herunterhängenden Arme zogen die Schultern nach vorn. Sie fühlte nichts, als sie ihn betrachtete.

»Was sind das für Schlangen?«, fragte Mårten, kniff die Augen in dem grellen Licht zusammen und zündete sich

eine Zigarette an. Er verhielt sich, als wollte er auf gar keinen Fall mit seinen Eltern in Zusammenhang gebracht werden. Er war siebzehn Jahre alt, bald achtzehn, und sein bis vor Kurzem noch schlaksiger Körper hatte inzwischen an Stabilität gewonnen und seinen endgültigen Schwerpunkt gefunden. Er war hübsch, hatte lockiges, dunkelblondes Haar, seine Gesichtszüge verliehen ihm eine gelassene Ausstrahlung, die Nase war gerade, das Kinn markant und die Lippen sinnlich, sein Blick hielt jedem stand. Er war ausgewachsen und bereit, sich in den Krieg zu begeben, sein Körper schien seinem unumstößlichen Glauben an die Befreiung des Proletariats Gestalt zu verleihen. »Schwarze Mambas?«

»Es sollte keine Schlangen geben«, sagte Margret und sah aus, als wäre ihr irgendwo auf dem Weg ein großer Saal voller jubelnder Menschen verloren gegangen. Sie badete im Licht, das blendend weiße Kleid folgte der schlanken Silhouette ihres Körpers, blondes Haar bis hinunter zur Taille, glänzende Pumps an den rastlosen Füßen – man hätte sie für einen Engel halten können, wenn man nicht den Abgrund in ihrem scharfen Blick hätte ahnen können.

»Hier gibt es aber Schlangen«, sagte Mårten, »und ich werde sie finden.« Er versuchte, sein bleiches Gesicht vor der Sonne zu schützen, indem er eine Hand über die Stirn hielt. Er fixierte seine Mutter. »Ein prickelndes Gefühl in den Extremitäten, schlaffe Augenlider, Tunnelblick und Schweißausbrüche.«

»Sei still, mein Lieber«, sagte Margret.

»Anschließend verliert man die Kontrolle über die Zunge und die Kiefermuskulatur. Wenn man keine medizinische

Behandlung bekommt, gehen die Symptome in Unwohlsein, Atemnot, Lähmungserscheinungen über, und ganz am Ende«, sagte er und zog an seiner Zigarette, »erleidet das Opfer Krämpfe und bekommt keine Luft mehr, fällt ins Koma und stirbt einen Erstickungstod. Ohne Behandlung liegt die Sterblichkeit bei einhundert Prozent.«

Margret betrachtete ihren Sohn. Sie gehörten zusammen. Er war ihr Augenstern, aber zu hundert Prozent? Warum wollte er sie erschrecken, sie vor den Kopf stoßen?

»Ja, ja«, sagte sie, »das ist doch nur Gerede.«

Märten steckte die Hand in die Hosentasche, holte seinen Pass heraus und öffnete ihn. Er studierte das feuerrote Stück Papier, das sie auf dem Flughafen hineingeheftet hatten. Das Wappen der Republik Liberia bestand aus einem dreimastigen Schiff, einer Palme und einer Taube im Flug mitsamt dem Text: »The love of liberty brought us here.«

Alle möglichen Waren wurden aus dem Güterwaggon des Schienenbusses entladen – Mangos, Bananen, Rollisol, Shampoo, Mundwasser, Kisten mit Club-Bier, ein Röntgengerät – zwei Männer waren mit dieser Aufgabe beschäftigt, während ein dritter die Ladung entgegennahm und auf einen Karren mit großen Traktorrädern hievt. Es gab nichts anderes zu tun, als sich in den Schatten zu setzen und zuzuschauen. Eine Frau kam mit einem kreischenden Wickelbalg, er spannte sich an, schrie wie am Spieß und beruhigte sich wieder. Nachdem sie eine halbe Stunde gewartet hatten, näherte sich auf dem Weg neben den Gleisen ein weißer VW Käfer. Am Steuer saß Ture in einem weißen Hemd. Auf seinem sonnengebräunten, wettergegerbten Gesicht saß eine Brille mit dickem, dunklem Rahmen. Er war Hektors neuer Chef und entsprach dem

Musterbild eines »netten Kerls«. Das Auto hielt vor ihnen. Ture, der erstaunlich lang war für jemanden, der in einem so kleinen Auto Platz hatte, faltete seinen Körper auseinander und ging mit entschlossenen Schritten auf Hektor zu. Ein dunkler Schweißfleck offenbarte sich auf seinem Hintern.

»Steigt ein, um das Gepäck kümmern sich die Boys.«

Margret und Mårten quetschten sich auf die winzige Rückbank. Margrets Schenkel klebten aneinander, und sie hoffte, dass die Fahrt nicht zu lange dauern würde. Hektor setzte sich auf den Beifahrersitz. Ture kurbelte das Fenster ganz hinunter, ruckelte heftig an dem langen Schalthebel und gab Gas. Der Wagen rollte in die Bergbausiedlung hinein. Ture erklärte die Gebäude, an denen sie vorüberfahren, während durch das Fenster ein Duft nach trockener Erde und fremdartiger Vegetation hereinströmte und sich mit dem etwas vertrauteren Geruch der aufgeheizten Ledersitze mischte. Hinter ein paar Büschen tauchten die braunen, zweistöckigen Gebäude der Hauptverwaltung auf, umgeben von der großen Rasenfläche neben dem braunroten Wasser des Flusses Yah. Weiter entfernt konnte man die Polizeiwache, das Open Door Theater, die Bibliothek, den Supermarkt, die Post, die kleinen Geschäfte, Maddy's Pepperchicken Restaurant und den großen, überdachten Markt ausmachen. Nirgendwo herrschte besondere Geschäftigkeit. Abgesehen von ein paar Fußgängern war kein Mensch zu sehen.

»Wo sind die ganzen Leute?«, fragte Margret.

»Es ist viel zu heiß und feucht«, antwortete Ture, »nicht einmal die Eingeborenen sind zu dieser Tageszeit draußen.«

»Aha.«

»Bald herrscht wieder jede Menge Betrieb. Wartet nur.«

Wie wahrscheinlich war es eigentlich, einen Sturz die Niagarafälle hinab zu überleben? Mårten dachte mit halb geschlossenen Augen darüber nach, während sich der Wagen ihrem neuen Zuhause näherte. Sich den enormen Wassermassen und einem beinahe endlosen freien Fall zu überlassen, ohne umkehren zu können, ohne die Möglichkeit, es sich noch einmal anders zu überlegen, sich jeden Knochen im Körper zu brechen, in den praktisch sicheren Tod zu springen. Er hatte es einmal im Film gesehen – wie sich ein Mensch in den Wasserfall warf und überlebte. Der Mann war zwanzig Meter tief unter die Wasseroberfläche gedrückt und dort mehrere Minuten lang wie in der Trommel einer Waschmaschine festgehalten worden. Die meisten hatten die Strömungen sofort zerrissen, aber dieser Mann war mit ein paar gebrochenen Rippen aus dem Totenreich zurückgekehrt. Ein Sprung in die Tiefe bedeute, sich von etwas Großem und Lebendigem verschlingen zu lassen, hatte der Mann im Film gesagt. Es sei eine Prüfung auf Leben und Tod, eine existenzielle Herausforderung. Wenn er überlebte, würde sein Leben hoffentlich einen neuen Sinn bekommen. Aber dem war nicht so. Das Einzige, was er bekam, war eine einfache Fahrt in die Irrenanstalt.

Ture bog in ein Wohngebiet ab, das aus mehreren parallel angeordneten Reihen identischer Häuser bestand.

»Ihr wohnt in Area F«, sagte Ture. »Eine gute Gegend, ich wohne direkt in der Nähe.«

Hinter den Häusern erstreckte sich eine sandige Ebene. Am Horizont thronte der erzgesättigte Berg Nimba in

seinem dunkelgrünen Kleid. Ture parkte den Wagen. Das Haus war flach und niedrig, weiß und viereckig. Es wirkte nagelneu, abgesehen von einem honigmelonengroßen Loch in der Fassade, das den rauen Beton dahinter offenbarte. Der Rasen war leuchtend grün, pedantisch kurz gemäht und neigte sich zu einer Hibiskushecke mit einer enormen Blätterpracht und Hunderten von roten Blüten hinunter.

»So ... schön.«

Margret ließ den Zeigefinger über ihr Zahnfleisch gleiten. Kühl und trocken. Sie hatte Durst. Eine stumme Trauer ergriff sie, als sie das Haus betrachtete. Das Gefühl war übermächtig. Hier wollte sie nicht sein. Nicht hier und nicht zusammen mit Hektor.

»Verdammt, was für ein Ort.« Hektor stürzte aus dem Auto und streckte seine Hände dem Himmel entgegen.

»Macht euch mit eurem neuen Zuhause vertraut«, sagte Ture. »Morgen bekommt ihr eine Rundtour durch die Ergrube und, wenn die Zeit reicht, auch noch durch die Stadt. Übermorgen fährst du mit mir nach Monrovia.«

»Schon?« Hektor bemühte sich, positiv zu klingen. »Sollen wir uns nicht erst einmal ein bisschen einrichten?«

Eine Frau mit nacktem Oberkörper saß vor dem Haus und stillte ein Kind. Neben ihr lag ein großer Haufen länglicher Rüben. Margret ging auf sie zu.

»Wartest du auf jemanden?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Wir arbeiten hier.«

Margret betrachtete die Brust der Frau und das gierig saugende Kind in ihren Armen.

»Welche Arbeit?«

»Mein Sohn ist im Garten.«

Mårten ging um das Haus herum, um nachzusehen. Dort saß der Schlangenjunge mit einer aufgeschlagenen Zeitung auf den Knien in einem Liegestuhl. Als er Mårten sah, stand er auf, hob einen Stock vom Rasen auf und schwenkte ihn halbherzig herum, um zu demonstrieren, wie man die Schlangen vertrieb. Mårten schaute zu, wie er stampfend und fuchtelnd im Garten verschwand. Nach einer Weile kam er wieder zurück, seine Handflächen zeigten nach oben.

»Keine Schlangen.«

Ein entfernter Schrei ließ Mårten zusammenzucken.

»Hörst du?«, sagte der Schlangenjunge. »Sie sind auf dem Weg hierher.«

Mårten lauschte. Erst hörte er gar nichts, aber nach einer Weile konnte er in weiter Entfernung Trommeln vernehmen. Ein paar Minuten später tanzte ein Mann auf der Straße vor dem Haus vorbei, gefolgt von ein paar Trommlern und etwa einem Dutzend weiteren Begleitern. Fersen stampften und Schellen schepperten. Ein Mann sank zu Boden, und ein langer, bleichgelber Haarschopf wirbelte durch den Staub.

»*Bushdevil*«, sagte der Schlangenjunge.

»Der Teufel?«, sagte Mårten, ohne eine Antwort zu bekommen. Der Schlangenjunge war bereits auf der Straße. Mårten folgte ihm. Der Buschteufel war seltsam gekleidet. Auf dem Kopf trug er eine Mütze, die an den Seiten und vor der Stirn mit einer Art Ohrenklappen versehen war, mit Schneckengehäusen verziert. In seinem Nacken steckten weiße und braune Federn, und das Gesicht war hinter einem schwarzen Stofffetzen verborgen. Am Oberkörper trug er ein breit gestreiftes Hemd in dunklen Braun- und

Gelbtönen, die Ärmel waren deutlich länger als seine Arme und reichten weit über die verdeckten Hände hinaus. Seine Bewegungen wirkten dadurch schleppend, verzögert. Mårten lief ins Haus, holte seine Kamera und kehrte zurück auf die Straße. Er hatte Laura versprochen, alles zu fotografieren, was passierte. Auf dem Film waren noch fünf Bilder übrig. Die Aufnahmen davor hatte er in Schweden mit dem Selbstauslöser gemacht, als sie an einem Nachmittag in seinem Zimmer herumgealbert hatten, beerauscht von ihrer eigenen Geschichte. Hundertstelsekunden des Glücks, die unentwickelt in der Kamera schliefen. Bevor er eine passende Perspektive gefunden hatte, begannen die Begleiter laut zu schreien. Drei Männer liefen auf Mårten zu, um ihn am Fotografieren zu hindern.

»Das hier ist der Teufel aus Freetown in Sierra Leone, und es ist verboten, ihn zu fotografieren«, erklärte einer von ihnen. Mårten steckte die Kamera in ihr Futteral zurück und beteuerte, dass er noch keine Aufnahme gemacht habe.

Im Haus standen Hektor und Margret und kommentierten die Einrichtung. Hektor kurbelte an dem Dosenöffner aus Plastik, der am Türrahmen in der Küche festgeschraubt war. Anschließend verließen sie das Haus durch die Fliegengittertür auf der Rückseite und bewunderten die Gartenmöbel auf der Terrasse.

»Das sind Safaristühle«, bemerkte Hektor entzückt.

»Was ist da für ein Lärm auf der Straße?«, fragte Margret.

»Ein Teufel aus Sierra Leone«, antwortete Mårten, der gerade um die Hausecke kam.

»Was sagst du?«, fragte Margret.

Hektor lachte schnaubend. »Er ist erst fünf Minuten hier und benimmt sich schon wie ein Wilder.«

*

Die erste Nacht in einem fremden Bett war für sie stets mit einer gewissen Erregung verbunden gewesen, als machte die unbekannte Umgebung auch sie zu einem jungen, vor Aufregung zitternden Wesen, das sich am liebsten nackt an das offene Fenster gestellt hätte wie Europa vor den Stier. Doch jetzt empfand Margret nichts als Ermattung, als sie in der Unterwäsche auf der Matratze saß, im letzten Winkel Liberias, direkt an der Grenze zum kommunistischen Guinea, und sich das Haar büstete und den seltsamen Geräuschen lauschte, die durch die Bambusjalousien drangen, ein Schnattern und Ticken, das sie an nichts erinnerte, was sie jemals gehört hatte. Hier hatte die Dunkelheit eine ganz eigene Stimme, um sechs Uhr abends ging die Sonne hastig unter, und die Nacht war da, dicht, schwer und satt. Das Kleid lag vor ihr auf dem Boden wie eine abgestreifte Haut. Hinter ihrem Rücken hatte sich Hektor ausgestreckt und knöpfte sein Hemd auf.

»Was hältst du von Ture?«, fragte er mit matter Stimme.

»Er scheint ganz okay zu sein«, sagte sie, »aber ich nehme an, dass sich hinter seiner intellektuellen Fassade jede Menge Sentimentalität versteckt.«

Hektor lachte kurz auf, antwortete aber nicht. Nach einer Weile drehte Margret sich um, um ihn zu betrachten. Er war mit halb geöffnetem Mund eingeschlafen, und seine Hand steckte im Hosenbund. Sie seufzte. Der

erschöpfte Körper neben ihr weckte viele Erinnerungen. Hektor war ihr gleichzeitig unbeschreiblich vertraut und total fremd. Irgendwie war er immer da gewesen, ein großer Fels, stumm und kompakt, alles geschah in Gegenwart seines ausgedehnten Schattens. Manchmal rief seine Berechenbarkeit mystische Ahnungen in ihr hervor. War Hektor in Wirklichkeit ein außerirdisches Wesen? Und waren dies, wenn man näher darüber nachdachte, nicht alle Menschen?

So gewann das Dasein für eine Weile wieder an Spannung. Jede Nacht würde sie sich neben ihn legen und zu den Geräuschen und Zuckungen, die er machte, einschlafen, jede Nacht würden ein abgetriebener Fötus und der Schwiegervater, ein Selbstmörder, an ihrem Fußende sitzen und endlos erörtern, ob sie nun für immer verschwinden oder neu geboren werden würden, jede Nacht würde sie mit Tränen in den Augen aufwachen, weil sie von Axel, ihrem Geliebten, geträumt hatte. Sie legte sich auf den Rücken und schloss die Augen. Die Leere legte sich über sie wie eine dunkle Decke. Axel war fort. Im selben Augenblick, als er aus ihrem Leben verschwand, hatte sie sich ernsthaft in ihn verliebt. Wie konnte das geschehen? Es war sinnlos, sich diese Frage zu stellen. Es war, wie es war. Die Äquatorhitze schmolz alles Belanglose fort und ließ nur das rohe Gefühl zurück. Sie hatte geglaubt, dass sich alles sofort anders anfühlen würde, sobald sie in Afrika angekommen waren, dass es ihr Erleichterung verschaffen, über ihr Gesicht einen schützenden Schleier legen, ihr ein angenehmes Vergessen ermöglichen und der Welt die scharfen Kanten nehmen würde. Aber Afrika war nur ein Ort wie alle anderen, an denen man sich

neben seinem Mann ins Bett legte und auf den nächsten Morgen wartete. Nichts erfüllte jemals die Erwartungen, die man daran gehabt hatte. Sie nahm eine Tablette. Vielleicht war das ja der Grund allen Übels? Ihr Leben spielte sich zu einem so großen Teil in der Zukunft ab, dass ihre Träume bereits verschlissen waren, wenn sie endlich in Erfüllung gingen. Sie war schon längst einen Schritt weiter. Oder vielleicht waren es auch nicht ihre Hoffnungen, mit denen etwas nicht stimmte, sondern die grundlegende Beschaffenheit der Welt, sie wusste es nicht. Warum sollte ausgerechnet in Afrika alles existenzieller und echter sein? Warum sollten sich dem Leben ausgerechnet hier neue Möglichkeiten öffnen? Plötzlich kam ihr der graugrüne Korkteppich in den Sinn, der aufgerollt zu Hause in Nacka in der Garage lag. Sie hatten es nicht geschafft, den Boden im Partykeller neu zu verlegen, und mittlerweile zweifelte sie stark daran, dass überhaupt noch etwas daraus werden würde. Hektor lag neben ihr, und in diesen Momenten schien es ihr, als könnte sie direkt durch ihn hindurchsehen, da seine Augen geschlossen und alle Schutzschilde gesenkt waren. Mitten in Hektors rotem Fleisch schimmerte ein harter und unerreichbarer Diamant. Klein und geschliffen. Er funkelte in der Nacht und spiegelte niemand anders als ihn selbst. Weiter reichte sein heller Schein nicht.

*

An diesem Tag würde es keine Sprengungen geben. Es war zu früh oder zu spät für Sprengungen. Abgesehen von den regungslosen Maschinen, die wie Urzeittiere mit aufgerissenen Mäulern herumstanden, war die größte Sehens-

würdigkeit des Geländes ein riesiger offener Schacht. Alle drei beugten sich nach vorne und schauten direkt in den Abgrund. Mårten ließ einen Stein fallen. Er verschwand, ohne einen Laut zu hinterlassen. Ture stand hinter ihnen und rauchte, trommelte mit den Fingern auf einer Eisenstange, rastlos und ein bisschen stolz.

Hektor stellte sich hinter Margret und streichelte ihr mit beiden Händen über die Schultern, als wollte er ihre Konturen nachzeichnen, ließ schließlich die eine Handfläche erst über ihre blonden Haare gleiten und dann den ganzen Rücken hinunter, und sie ließ ihn gewähren, obwohl es ihr unangenehm war, wenn der Stoff ihres Kleids gegen die verschwitzte Haut gedrückt wurde und kleben blieb. Was wie eine intime Geste von Hektors Seite aussah, war in Wirklichkeit nichts anderes als eine Besitzstandsanzeige. Er wollte Ture zeigen, dass sie zusammengehörten.

»Arbeitet dort unten jemand?«, fragte Margret.

»Ich weiß nicht«, antwortete Hektor gereizt.

Was Hektor und Margret noch verband, war eine langsam erlöschende Liebe. Wir sind zwei eingeschlossene Bergarbeiter, dachte Margret. Der Mangel an Sauerstoff, Licht und Nahrung treibt uns immer näher dem unausweichlichen Ende entgegen.

Mårten drehte sich zu Ture um. »Hast du eine Kippe?«

»Bist du denn alt genug?«, scherzte Ture und schaute Mårtens Eltern an. »Darf er rauchen?«

Weder Margret noch Hektor ließen sich zu einer Antwort herab.

»Wie man's nimmt«, sagte Mårten, nahm sich eine Zigarette, zündete sie an und wölbte dabei die Hand über

der Flamme, als würde er sich nach wie vor an einem kühlen und windigen Ort befinden.

»Okay, du darfst sie auf eigene Verantwortung rauchen«, sagte Ture.

»Verantwortung«, sagte Mårten, und seine Lippen formten einen Ring aus Rauch, »bedeutet, diese Zigarette auf die bestmögliche Weise zu rauchen.«

»Hör auf mit diesem Unfug«, sagte Hektor.

»Lass ihn«, sagte Margret.

Mårten begrüßte den Kommentar seiner Mutter mit einem Nicken. »Die Verantwortung liegt nicht bei dir«, sagte er und schaute seinen Vater an. »Freiheit, die nichts riskiert, ist keine richtige Freiheit, sondern Kapitalismus.«

Genau das hatte Hektor vermeiden wollen. In ihm begann es zu brodeln. Er beherrschte sich. Es war ihm wichtig, Ture das Bild einer gelassenen und soliden Familie zu vermitteln. Er wusste nicht, wie er sich Mårten gegenüber verhalten sollte, wenn er sich so benahm, also ging er weiter, ohne ein Wort zu sagen. In seinem Kopf führte er einen erregten Dialog mit seinem Sohn. Um sich zu beruhigen, versuchte er sich an fallendes Herbstlaub in unterschiedlichen Pastelltönen, von den ersten unauffälligen gelben Einsprengseln im satten Grün bis zum leuchtenden Rot, zu erinnern. Es half nicht. Verantwortung ist eine Frage der Sachkenntnis, wollte er ihn anbrüllen, ohne Sachkenntnis kann es keine Verantwortung geben, und weil Mårten keine Sachkenntnis besaß, sollte er sich gefälligst darum bemühen, sie zu erwerben, anstatt ständig die Klappe aufzureißen.

*



Gunnar Ardelius

Die Liebe zur Freiheit hat uns hierher geführt

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-89667-548-4

Blessing

Erscheinungstermin: März 2015

Ein aufrüttelnder Roman über Rassismus, Kolonialismus und kulturelle Identität.

Eine schwedische Familie kommt 1969 in die liberianische Minenstadt Yekepa, nachdem der Vater, Hektor, dort eine Stelle als Personalchef bei der schwedischen Minenfirma LAMCO angenommen hat. Was für die Familie Abwechslung und Abenteuer werden soll, gerät zum Albtraum: Seine Frau empfindet die neue Umgebung zunehmend als beängstigend, leidet unter dem Klima und vermisst ihren Liebhaber in Stockholm. Hektor wird schnell bewusst, dass der ihm durch den Umzug nach Afrika zugesagte Karrieresprung ausbleiben wird, er ist alarmiert vom Umgang seines Unternehmens mit den Einheimischen und befürchtet anhaltende Streiks. Sein siebzehnjähriger Sohn Márten hingegen freundet sich mit dem afrikanischen Gärtner der Familie an. Nach und nach kommt Márten dadurch mit der afrikanischen Unabhängigkeitsbewegung in Kontakt und gerät schließlich zwischen die Fronten. Dabei bringt er nicht nur sich selbst, sondern auch seine Familie und seinen afrikanischen Freund in Gefahr.

Ein beklemmender und atmosphärisch dichter Roman über eine Familie, die in der fremden Umgebung Afrikas mit verdrängten Ängsten, längst schwelenden Konflikten und den eigenen Abgründen konfrontiert wird.